

Oskar Köhler

## Konvertiten

In seiner Kalendergeschichte „Die Bekehrung“, 1811 in das „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes“ aufgenommen, erzählt Johann Peter Hebel von zwei lutherisch erzogenen Brüdern, deren einer katholisch wurde, worüber sie sich verfeindeten. Nach langen Jahren trafen sie sich wieder, um sich zu versöhnen, und als sie wieder weitab voneinander lebten, wurde aus lauter Familiensinn der katholisch gewordene Bruder wieder lutherisch und konvertierte der lutherisch gebliebene Bruder zur katholischen Kirche, so daß es nachher wieder war wie vorher, „höchstens ein wenig schlimmer“. Diese Geschichte hat nichts mit zynischem Spott zu tun, sie ist ein Zeugnis der Ironie des alemannischen Dichters, in welcher schwierige Situationen ins Leichte gehoben und gerade so gewichtig werden. Johann Peter Hebels „Merke“ zu dieser Geschichte ist zu merken: „Du sollst deines Glaubens leben, und was gerade ist, nicht krumm machen. Es sei denn, daß dich dein Gewissen treibt zu schanschieren.“

Wenn die Geschichte damit beginnt, daß einer der beiden Brüder katholisch wird, so hat dies gewiß seinen Grund in der katholischen Konversionsbewegung zu Anfang des 19. Jahrhunderts, die dem altkonservativen Prälaten nicht sympathisch war. Er geht auf die Gründe des Konfessionswechsels nicht weiter ein, aber daß dieser aus lauter Familiensinn wieder rückgängig gemacht werden konnte, verweist ihn auf eine der oberen Schichten menschlichen Lebens. Dort auch spielen (oder: spielten) sich die meisten Konversionen konfessionsverschiedener Brautpaare ab, wobei die Richtung auf die katholische Kirche wegen deren Vorschriften einen Vorrang hat (oder: hatte). Es wäre sehr unbillig, solche Übertritte geringzuschätzen, liegt ihnen doch der Wille zu einer kirchlichen Einheit der zu gründenden Ehe und Familie zugrunde. Doch um eine *Conversio* im eigentlichen Sinn handelt es sich dabei in der Regel nicht.

### Der klassische Konvertit: Paulus

Wo es aber wirklich um *Conversio* geht, wo also das „Gewissen treibt zu schanschieren“, da können sich Probleme auftun, die es für den „Familiensinn“ nicht gibt. Denn je tiefer die Lebensdimension einer „Wende“ ist, und die Dimension des Glaubens ist die tiefste, desto bedrängender kann die Frage werden, was da geschehen ist. Keiner kann das, wovon er sich verabschiedet hat, ein-

fach zu den Akten legen, sonst wäre es ihm ja „zuvor“ nicht ernst gewesen und könnte es ihm „danach“ auch nicht ernst sein. Das klassische Beispiel steht am Anfang der christlichen Glaubensgeschichte: das „Damaskuserlebnis“ des Juden Saul von Tarsos. Der Triumphalismus hindert die Christen freilich oft daran, in den Paulus-Lesungen zu hören, wie sich da ein gottbesessener Mensch, für den Religion nicht eine schöne und tröstliche Kompensation im irdisch funktionalisierten Leben war, sich mit der Frage abquälte, ob er auf dem Weg nach Damaskus bei seinem „Reiseunfall“ einen Bruch im Herzensgrund erlitten habe. „Um Christus willen“, schrieb Paulus, habe er in diesem Erlebnis alles, was er als „Gewinn“ erachtet hatte, preisgegeben, als „Verlust“ erachtet (Phil 3,7f.). Er nennt sogar „Kehricht“, was „zuvor“ gewesen ist, wobei freilich zu beachten ist, daß der Philipperbrief gegen Judenchristen polemisiert, welche von den Griechen die Beschneidung verlangen. Es ist wie bei jeder wirklichen Conversio: sie ist nicht einfachhin das Ergebnis eines Selbstgesprächs, einer „Selbsthebung“, sie wird als ein „Ruf“ erfahren – auch dann, wenn einer nicht von einer „Stimme“ spricht. Und dennoch muß es jeden, der hören kann, erschüttern, wie Paulus sich im Römerbrief (7,7–25) abmüht mit dem „Gesetz“, das „heilig“ ist und zugleich der „Sünde“ den „Anlaß“ gibt. Es geht dem Saul von Tarsos um die Kontinuität seines Lebens, das ein Leben aus dem Glauben ist. So leicht war es beileibe nicht, wie es die gängige und zudem banal übertragene Rede vorspiegelt: „Aus dem Saulus ist ein Paulus geworden.“

Es soll hier bei diesem „laien“-haften Versuch – er wird nur unternommen, weil von Konvertiten ohne den klassischen Fall dieses jüdisch-christlichen Konvertiten nicht gehandelt werden kann – nicht „psychologisiert“ werden. Jedoch entzieht sich zwar das „Damaskuserlebnis“ wie jedes Erlebnis dieser Art *letztlich* einer psychologischen Erklärung (auch ein Psychotherapeut kann einräumen, daß es Phänomene gibt, die nicht zu „klären“ sind). Aber in den Briefen des Paulus, „Tagebüchern vergleichbar“, wurde zu Recht ein „Selbstporträt“ entdeckt<sup>1</sup>, das ohne Einfühlung in die Psyche des Paulus nicht zu verstehen ist. Der göttliche Ruf erscheint dann als ein dem Gerufenen angetaner Willkürakt.

Noch ein anderes Moment im Leben des Paulus ist ein Merkmal einer wirklichen Conversio. Er, der weit mehr als andere Apostel über die Grenzen des Gottesvolks Israel hinausgegangen ist, wird der „Völkerapostel“ genannt. Seine Missionsreisen sind eine herausragende Erscheinung im Anfang der Geschichte des christlichen Glaubens. Doch vielleicht darf man auch sagen, Paulus sei das klassische Beispiel dafür gewesen, daß eine Conversio schon als persönliche Erfahrung dazu drängen kann, andere Menschen missionarisch für die eigene Botschaft zu gewinnen. Ob ein „Erfolgserlebnis“ dieser Art, in welchem das „Ich“ sich mit der „Sache“ identifiziert, zwar den eigenen Schritt nicht von Grund auf rechtfertigt, aber ihn bestärkt – auch bei Paulus?

## Konversionsbewegung zu Anfang des 19. Jahrhunderts

Wenn auch das „Damaskuserlebnis“ des Paulus nicht nur fundamentale Folgen für die Geschichte des christlichen Glaubens hatte, sondern auch als eine persönliche Erfahrung außerordentlich ist, so ist doch diese *Conversio* gleichsam ein Modell für die Problematik einer jeden religiös motivierten Konversion. Diese Problematik bekundet sich auch in der Verletztheit derer, die verlassen wurden, und sie ist um so heftiger, je „prominenter“ der Konvertit ist (daß Juden eher Jesus von Nazareth tolerieren als den Saul von Tarsos, hat auch darin seinen Grund). Und die Problematik wird auch darin sichtbar, daß die neue Gemeinschaft des Konvertiten diesem gegenüber skeptisch sein kann (in der Geschichte des Christentums wurde verdrängt, daß Paulus ein jüdischer Konvertit gewesen ist). Heute kritisieren die „geborenen“ Mitglieder einer Kirche die „Konvertitenmentalität“. Sie treffen dabei auch wichtige Merkmale, bedenken aber in einer Art Insider-Arroganz nicht das eigentümliche Wesen einer *Conversio*. Nun ist gewiß der Weg des Paulus vom Glauben seiner Väter in den Christusglauben hinein von Grund auf anderer Art als der Weg eines Christen von einer Konfession zu einer anderen. Solange jedoch „Konfession“ nicht nur eine Bezeichnung im bürokratischen Standesamt ist, solange ist auch ein Konfessionswechsel jedenfalls im Horizont von Damaskus zu sehen. Sein Schauplatz waren seit der Reformation zufolge der kirchengeschichtlichen Entwicklung insbesondere die deutschen Lande.

Obwohl Johann Peter Hebel das „Schanschieren“ aus Gründen des Gewissens respektiert, so zeigt doch seine Kalendergeschichte an, daß zu seiner Zeit Konversionen zwar noch immer wie zur Zeit der Reformation von der jeweils einen Seite gefeiert und von der anderen verdammt werden konnten, daß sie aber schon als solche mehr und mehr allseits fragwürdig geworden waren. Die neuzeitliche Toleranzidee war herausgefördert, zumal die Konfessionswechsel, als die irenische Gesinnung der Romantik im Zeitalter der Restauration zurücktrat, Thema einer polemischen Apologetik wurden, dies nicht nur, aber insbesondere im Katholizismus.

Ein großes Aufsehen erregte die „Wunderbare Bekehrung des Israeliten Alphonse Marie Ratisbonne“<sup>2</sup>, eines elsässischen Bankiers, im Jahr 1842; er wurde 1847 Priester, war einige Jahre Jesuit und wurde dann Mitglied der „Prêtres de Notre-Dame de Sion“, eifrig bedacht auf die Konversion von Juden. In den Jahren 1865/70 erschienen die „Konvertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert“, gesammelt von David August Rosenthal, einem konvertierten Arzt. Hatte der Verleger Benjamin Herder diese Publikation abgelehnt, weil sie von einem Konvertiten stammte, so war die 1866/80 erschienene 13bändige Reihe „Die Convertiten seit der Reformation“ das Werk von Andreas Räß, einem Repräsentanten des „Mainzer Kreises“ (seit 1842 Bischof von Straßburg), der heftig gegen Aufklärung und Protestantismus polemisierte. Während in der ersten Auflage (1848) des Kirchen-

lexikons von Wetzer und Welte beim Stichwort „Convertit“ nur eine Begriffserklärung steht, umfaßt es in der zweiten Auflage (1884) 22 Spalten.

Nun kann an zwei Lebensläufen aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts deutlich gemacht werden, welch ganz persönliche und schwierige Wege inmitten von politischen und kirchenpolitischen Unifizierungstendenzen zu gehen waren. Im März 1823 trat Aloys Henhöfer, katholischer Pfarrer in Mühlhausen bei Pforzheim, in die evangelische Kirche über, nachdem das Bruchsaler Generalvikariat der Diözese Speyer im August 1822 geurteilt hatte, er habe sich selbst von der katholischen Kirche ausgeschlossen; er wurde am 11. April 1823 als evangelischer Pfarrer ordiniert. Sein Lebensbereich wurden nach einer Zeit in Graben die Hardtgemeinden Spöck und Staffort bei Karlsruhe, wo er von 1827 bis zu seinem Tod im Jahr 1862 im Geist der Erweckungsbewegung als Pfarrer wirkte. Die gängige Vorstellung, daß ein Konvertit nach seinem Schritt selbstverständlich ein ruhig gefestigtes Leben führt, wird auch von Aloys Henhöfer widerlegt. Nicht nur die evangelischen Kontroversen um einen neuen Katechismus (1830) brachten ihn in Drangsal, auch sein persönliches Christenleben war von tiefer Melancholie und einer endzeitlichen Gestimmtheit geprägt.

Etwa fünf Jahre vor Henhöfers Konversion, am 7./8. Dezember 1818, bekannte sich Luise Hensel, die Tochter eines lutherischen Pfarrers, in Berlin zur katholischen Kirche und legte am 6. Mai 1820 in Düsseldorf das Gelübde der Jungfräulichkeit ab. Sie ist die Autorin des Abendlieds „Müde bin ich, geh' zur Ruh“, das heute noch fast jeder kennt, während sie selbst fast ganz vergessen ist. Das geographische Feld der Gesellschaftsdame, Erzieherin, Lehrerin und Pflegerin erstreckte sich von Ostpreußen und Prag bis nach Aachen und Holland, von Stettin bis nach Südtirol, und auch das geliebte Wiedenbrück in Westfalen, wo sie lange Jahre ihren Wohnsitz hatte, ist ihr nicht zur Heimat geworden. Im „Westphalenhof“ zu Paderborn, wo ihre ehemalige Aachener Schülerin Pauline von Mallinckrodt Oberin der „Schwestern der christlichen Liebe“ war, fand die 75jährige Frau eine Bleibe bis zu ihrem Tod am 18. Dezember 1876.

Der Weg Aloys Henhöfers und der Weg Luise Hensels hinein in die Konversion und nach der Konversion führte beide Menschen nicht durch eine beruhigte Seelenlandschaft.

### Der Pfarrer Aloys Henhöfer<sup>3</sup>

Aloys Henhöfer, geboren am 11. Juli 1789 in Völkersbach (ob dem Albtal bei Ettlingen), wuchs in einer katholischen Bauernfamilie auf; seine Mutter, die jeden Tag an der heiligen Messe teilnahm und des Freitags zum nahen Marienwallfahrtsort Moosbronn ging, prägte seine Frömmigkeit. Nach dem Besuch der Lateinschule der Piaristen in Rastatt studierte er von 1811 bis 1814 Theologie in

Freiburg i. Br. und empfing im Mai 1815 im Konstanzer Priesterseminar zu Meersburg die Priesterweihe. Nach drei Jahren als Hauslehrer in der Familie des Freiherrn Julius von Gemmingen erhielt er 1818 dessen Patronatspfarrei in Mühlhausen an der Würm (bei Pforzheim).

In einem Rückblick (wohl vom Ende des Jahres 1833) klagt Henhöfer über seine ersten Monate als Pfarrer in einem Dorf, das vielleicht ähnlich „verwahrlost“ war, wie Alban Stolz das Dorf Neusatz(-eck) bei Bühl als Vikar erlebte<sup>4</sup>, so daß er „melancholisch wie ein Sumpf im Walde oder eine alte Mauer“ wurde. In äußeren Erfolgen, die auch ein strenger Ortsvorstand erreichen könnte, sah Henhöfer nicht den Sinn seines Amtes. „Im Spätjahr des Jahres (1818) wurde ich durch Gottes Gnade zur Erweckung und von Sonntag zu Sonntag mehr zum Lichte geführt“, so berichtet Henhöfer und notiert, daß von allen Seiten katholische und evangelische Zuhörer zu seinen Predigten kamen, und daß „ein ganz neues Leben“ in Mühlhausen und in der Umgebung erwachte.

Es entspricht dem interkonfessionellen Charakter der Erweckungsbewegung in Deutschland, von F. W. Kantzenbach differenziert dargestellt, daß A. Henhöfer sowohl von der 1819 gegründeten „Evangelischen Brüdergemeinde“ in Korntal wie von Ausstrahlungen des Kreises um Johann Michael Sailer beeindruckt wurde. Mit seinem Nachfolger im Haus des Freiherrn von Gemmingen, dem Vikar Johann Baptist Fink, verband ihn eine Freundschaft, und als dieser in seinen Glaubensnöten zu seinem Lehrer Sailer in Landshut zurückkehrte, wollte er sich ihm anschließen. (Fink ist 1850 als katholischer Pfarrer in Niederwihl gestorben.) Ein bedeutendes Moment in jenen Jahren war Henhöfers Lektüre der Schrift „Christus für uns und in uns“ (1817) des Sailer-Schülers und -Freundes Martin Boos<sup>5</sup>.

Aloys Henhöfers Predigten und auch seine seelsorgerliche Praxis in diesen Jahren richteten sich gegen die „Werksheiligkeit“, insbesondere gegen das traditionelle Verständnis der Sakramente, aber auch gegen eine Auffassung des kirchlichen Amtes, welche ihm unvereinbar war mit der alleinigen Unfehlbarkeit des Heiligen Geistes. Wessenbergianische Einflüsse sind unverkennbar. Aber Henhöfer war primär kein Theologe, was er auch selbst in seinem Dankschreiben für die Verleihung des Titels eines theologischen Ehrendoktors durch die Universität Heidelberg (29. Juni 1856) bekundet: „... bin ich ja doch nur ein geringer Landpfarrer, dessen ganzes Wissen darin besteht, daß er nichts weiß, als Christus den Gekreuzigten.“ Dies war alles andere als die übliche Bescheidenheitsfloskel. Es ging Henhöfer um die innere Bekehrung der Seelen. Im Frühjahr 1819 hielt er eine Predigt, die in einem Zusammenhang steht mit einem konkreten Fall: „Glaubet ihr, wenn ihr auf das Krankenbett kommt, sei es schon gut, wenn ihr saget: ‚Gott sei mir Sünder gnädig!‘. Sind damit die Verführten gerettet?“ So bildhaft er predigte (manchmal fast zwei Stunden lang), den Leuten hat er nicht „nach dem Maul“ geredet. An Fronleichnam 1819 sagte er: „Wer sich nicht ‚ausreinigt, Sünder‘“

den nur bekennt‘, dem helfen alle Communionen nichts; da ist das Versehen auf dem Krankenbett nichts; er könnte es bleiben lassen, und dies wäre vielleicht besser.“

Die Klagen beim Bruchsaler Generalvikariat der Diözese Speyer kamen von allen Seiten, auch von Gemeindemitgliedern. Im Frühjahr 1822 wurde Henhöfer nach Bruchsal vorgeladen, vom Amt suspendiert und im Priesterseminar in einer zunächst milden Haft gehalten<sup>6</sup>. Henhöfers Verteidigung, die den Eindruck einer freilich ungeschickten Taktik machen könnte, zeigt an, daß er in seiner Kirche bleiben wollte. Seine Gegner waren sowohl Wessenbergianer, denen antirationalistische Wendungen nicht liegen konnten, wie dezidiert römisch gesinnte Geistliche, alle aber, auch in der evangelischen Landeskirche, Kritiker des „Mystizismus“. Die „Konventikel“, denen Henhöfer freundlich, wenn auch mit einiger Reserve gegenüberstand, waren in Kirche und Staat gleichermaßen suspekt. Der Beschuß des Bruchsaler Generalvikariats, Henhöfer habe „sich selbst von der katholischen Kirche ausgeschlossen“ (10. August 1822), traf diesen schwer, und er bedauerte auch manches Wort in seinem Brief nach Bruchsal und in seinem „Christlichen Glaubens-Bekenntnis“, dessen Niederschrift er in Bruchsal begonnen und in Steinegg, dem Schloß des Freiherrn von Gemmingen (dieser bemühte sich um seinen Schützling beim Großherzog Ludwig), vollendet hatte. Zu den betrüblichsten Erscheinungen, die bei solchem Anlaß üblich sind, gehört der Dekan des Mühlhausener Pfarrers, Franz Ludwig Mersy. Er schrieb, er habe sich ihm nur genähert, um seine Grundsätze kennenzulernen und um so „bestimmter entgegenarbeiten zu können“ – ein Stil, den Henhöfers erster Biograph, Emil Frommel, einer seiner späteren Vikare in Spöck, zu Recht ein „Meisterstück menschlicher Bosheit“ nannte. Man erinnert sich an den Besuch Carl Maria Hofbauers bei Johann Michael Sailer, diesem damaligen Freund der Erweckungsbewegung.

Julius von Gemmingen trat am 19. Januar 1823 zur evangelischen Kirche über, gedrängt auch von Mühlhausenern, unter denen ein Schreiner, der auf Wanderschaft mit Pietisten zusammengekommen war, „Konventikel“ gebildet hatte (in Mühlhausen wurden im Jahr 1823 von 457 Einwohnern 166 evangelisch). Als Henhöfer den enthusiastischen Bekenntnisbrief seines Gönners las, wurde er „bleich wie der Tod“. Überzeugt von der Wahrheit, „im Begriffe, selbst dieser Kirche durch einen äußerlichen Schritt ... den Abschied zu geben, aber den gegebenen (dies heißt wohl den in der katholischen Kirche) zu befestigen, wollte mir doch dieser Ihr Schritt (des Freiherrn) für den Augenblick mehr Last als Freude sein“. Nach etwa sechs Wochen (7. März 1823) schrieb er sein Gesuch um Aufnahme in die evangelische Kirche: „Ich habe mich nemlich durch ein vierjähriges, anhaltendes mit Gebeth verbundenes Forschen der h. Schrift, als dem ewig unfehlbaren Worte, der Quelle christlichen Glaubens, von Tag zu Tag mehr überzeugt, daß in der kath. Kirche so manche Satzungen sind, die in der h. Schrift keinen Grund haben, und dem wahren Christenthume mehr schädlich als nützlich

sind.“ Seinem Wunsch, „den Geistlichen des Landes zur ferneren Wirksamkeit beizuzählen“, wurde nach einem Colloquium Ende März entsprochen. In seinem Rückblick schrieb Henhöfer: „Es war auch meine Absicht, weder selbst von dieser Kirche zu gehen, noch Andere wegzuführen, sondern in dieser Kirche wollte ich wirken.“<sup>7</sup>

Henhöfer hatte zu Advent 1819 in paulinischem Geist gepredigt, vorher habe er „Gesetz“ verkündet, „und jetzt will ich Gnade predigen“, nicht ohne hinzuzufügen, es werde damit nicht die Tür für das Laster aufgestoßen. Doch seine Konversion gründet nicht in einem Damaskuserlebnis, seine religiöse Entwicklung war, wie sein Biograph E. Frommel schrieb, „nicht sprunghaft, sondern wachstümlich“, und er unterscheidet sich auch von jenen Gestalten der Erweckungsbewegung, die ihr Leben auf eine einzelne, datierbare Erfahrung gründen. Aber darin gleicht sein Weg dem des Apostels, daß er seine Herkunft nicht verleugnet hat. So ganz und gar unrecht hatte der evangelische Prälat Hüffell nicht, als er in Streit um den Katechismus von 1830 gegen Henhöfer konterte, dieser habe in seiner Konversion nur den Namen gewechselt und bete jetzt den „Buchstaben der lutherischen Dogmatik“ ebenso an wie früher als Katholik die Bilder (Henhöfer berief sich freilich auf das Augsburger Bekenntnis). Die konfessionelle Polemik dieses Konvertiten milderte sich später, bis er – so auch auf die Kontinuität seines Lebens bedacht – in seinem „Konfirmandenunterricht“ (1858) seine ökumenische Vision niederschrieb (vgl. dazu unten).

Daß eine in religiöser Ergriffenheit vollzogene Konversion nicht einfach hin in Seelenruhe mündet, zeigt die Verfassung Aloys Henhöfers in den Jahren 1823 bis 1827 als Pfarrer in Graben, wo er mit seinen Predigten auch Hörer von außerhalb anzog, was den auch sonst nicht seltenen klerikal Neid erregte. Julius von Gemmingen äußerte sich in einem Brief sehr betroffen über Henhöfers Zweifel an der göttlichen Barmherzigkeit (dessen Antwortbriefe und auch die Tagebücher sind nicht erhalten). Der Freiherr ist auch beunruhigt, wie Henhöfer auf einen Brief reagieren werde, den ihm der katholische Konstanzer Lyzeumsprofessor Sulzer 1824 geschrieben hatte. Es wäre gewiß völlig abwegig anzunehmen, der Konvertit habe an eine Rückkehr gedacht. Aber er zweifelte daran, ob er sich in der Landeskirche halten könne.

Einem Bericht E. Frommels zufolge habe nach Henhöfers Erstpredigt in Graben der Dekan die Kirchenvorsteher gefragt, ob es bei ihnen „Versammlungen“ gebe, worauf diese antworteten, sie seien alle „einig“. Dies hat Henhöfer später seinem Vikar Frommel gegenüber nach dessen Darstellung so kommentiert: „Das ist gerade wie wenn der Herr Dekan auf dem Kirchenhof gefragt hätte, ist hier Leben, Kampf und Streit? – und die würden sagen, sie seien alle einig, wir sind alle mausetot.“ Die Bekehrungsscheuen reihte Henhöfer so auf: 1. die Pfarrer, 2. die Lehrer, 3. die Beamten, 4. die Wirte. Summa summarum: „Die brave Welt ist die allergefährlichste. Die bekehrt sich am wenigsten.“ Der Pfarrer sparte sich

selbst von der Glaubensnot nicht aus. Einmal kommt er nicht in die Kirche zur Predigt; die Magd sucht ihn und findet ihn kniend in der Studierstube; er sagt, die Gemeinde solle noch ein Lied singen; und dann hielt er seine Predigt „unter viel Not“. Ein andermal soll er statt einer Predigt eine halbe Stunde lang mit der Gemeinde gebetet haben. Aloys Henhöfer wurde in den Gemeinden „zum ‚Anfänger der christlichen Frömmigkeit‘, wie sie in dieser Art in Baden etwas Neues war ... Seine Landeskirche und viele ihrer Gemeinden danken es ihm noch heute“ (G. A. Benrath).

Die Evangelische Landeskirche in Baden hatte guten Grund, zusammen mit der Badischen Landesbibliothek aus Anlaß des 200. Jahrestages 1989 der Geburt Henhöfers in Karlsruhe eine Ausstellung zu veranstalten<sup>8</sup>. Gewiß gibt es zahlreiche religiös motivierte Übertritte von der katholischen zur evangelischen Kirche auch in neuerer Zeit, und ist es ein schlechter Stil, geistlichen katholischen Konvertiten einfach hin zu unterstellen, sie hätten halt dem Zölibat entkommen wollen; aber Aloys Henhöfer entzieht sich einer solchen Verdächtigung. Er hat am 6. November 1828 in Spöck geheiratet, „endlich entschlossen nach mehrjährigem Hin- und Herwanken und Überlegen auch dieses letzte Vorurtheil früherer Jugend und Erziehung zu überwinden und ehelich zu werden“. Zu einem Pastor gehört eine „Frau Pfarrer“, und diese Frauen haben einen ganz eigenen Stand ausgebildet. Die Eröffnung der Karlsruher Ausstellung konnte zum Erlebnis einer primär religiösen, tief beeindruckenden Conversio werden.

### Die Pfarrertochter Luise Hensel

Luise Hensel<sup>9</sup>, am 30. März 1798 als Tochter eines lutherischen Pfarrers in Lünen (Brandenburg) geboren und nach dem Tod ihres Vaters mit ihrer Familie nach Berlin gezogen, trat am 7./8. Dezember 1818 zur katholischen Kirche über, nachdem sie am 23. November in ihrem Tagebuch notiert hatte: „... ich gehe in die katholische Kirche über. Treibt mich auch in diesem Augenblick nicht die herzlichste Liebe zu Jesus, nicht die geringste Sehnsucht nach den Sakramenten, die sie ausspendet, zu ihr; so ist es schuldiger Gehorsam, denn er hat mir gerufen und den Weg gezeigt.“ Es handelt sich nicht um ein Erweckungserlebnis, der Schritt steht am Ende eines langen Prozesses.

Im Herbst 1816 war sie in einem Berliner Großbürgerhaus dem Dichter Clemens Brentano begegnet, der um diese Zeit nach einer Geborgenheit in seiner katholischen Kirche zurücksuchte („gänzliches Unterwerfen unter einen geistlichen Oberen entspräche meiner Natur allein“) und eines der eindringlichsten Bekenntnisgedichte der deutschen Lyrik schrieb: „Frühlingsschrei eines Knechts aus der Tiefe.“ Es war die berühmte Liebe auf den ersten Blick, die Clemens bewegte, Luise um eine Heirat zu bitten, in jenem Ineinander von Eros und Religio, das

nicht nur ihn kennzeichnete. Der Enttäuschte schrieb bei einem Abschied: „Nun soll ich in die Fremde ziehen!/Mir hatte eine Himmelsbraut/Ein Zweiglein aus dem Kranz geliehen,/Ich hatte draus ein Haus erbaut.“ Wohl hatte Luise Hensel einen gewissen Anteil daran, daß er am 17. Februar 1817, also fast zwei Jahre vor ihrer Konversion, seine Generalbeichte ablegte; doch haben später diese selbst und dann die konfessionalistische Deutungsgeschichte und Manipulation der Quellen die Lage tendenziös verzerrt.

Luise Hensels „Abendlied“ bekundet urlutherische Tradition. In der zweiten Strophe heißt es:

Hab ich Unrecht heut getan,  
Sieh es, lieber Gott, nicht an.  
Deine Gnad' und Jesu Blut  
Macht ja allen Schaden gut.

In den lange verheimlichten Antwortbriefen, welche Luise zwischen dem Herbst 1816 und dem Herbst 1818 an Clemens schrieb, entwickelte sie geradezu eine Kontroverstheologie. Noch verteidigt sie darin Martin Luther, der in der damaligen katholischen Kirche die „Stiefmutter“ getadelt habe. Zwar sei auch diese auf dem Fundament der Heiligen Schrift gebaut, aber sie fürchtet, sie sei „von menschlichem Zusatz entsetzlich hoch getürmt“. Im übrigen sei es nicht entscheidend, ob einer katholisch oder protestantisch sei. „Schreibe Gott nicht vor, auf welchem Weg Du zu ihm kommen willst, durch die Bibel, durch die Kirche oder ohne Kirche und ohne Bibel; denn da kommt es mir vor, als folgst Du noch Deinem eigenen Gutedanken und Willen.“ Dies sind nun freilich radikale Töne aus der Erweckungsbewegung.

Noch vor ihrer Konversion, in der Fastenzeit 1818, schrieb Luise Hensel das ihre mystisch-erotische Jesus-Liebe bekundende Gedicht:

Und soll ich dich nicht haben,  
Den ich allein erwählt,  
So soll man mich begraben  
Verschmäht und unvermählt.  
Und soll ich dich nicht sehen,  
Mich dein nicht ewig freun,  
Möcht ich nicht auferstehen,  
Möcht ich nicht selig sein.

Auch noch nach ihrer Konversion, im Jahr 1821, kann sie träumen wie eine Liebende, die auf den Friedhof geht, um dort noch immer ein Liebesgespräch zu führen:

Geht vorüber, geht vorüber!  
Wälzt den Stein nicht von der Tür;  
Der hier ruht, der ist mir lieber  
Als der Himmel Pracht und Zier.

Luise Hensels Konversion erfolgte deutlich auch unter dem Einfluß von Brenntano, obwohl sie dies später heftig bestritt; der Dichter schrieb ihr aus Dülmen,

wohin er im September 1818 zur stigmatisierten Nonne Anna Katharina Emmerick abgereist war, deren (angeblicher) Wunsch, daß sie „in der Kirche sein möge“, lasse alle Gründe der Entschuldigung nicht mehr gelten. Dabei spielte die Eifersucht Brentanos, Luise Hensel – deren Neigung zu ihm am Anfang erotische Züge keineswegs entbehrte<sup>10</sup> – ziehe ihm einen anderen Mann vor, eine gewichtige Rolle. In der Tat ist Ludwig v. Gerlach (s. Anm. 7), ein evangelischer, damals 21jähriger Jurist, der von der Erweckungsbewegung erfaßt war, in Luises Tagebuch vom Jahr 1818 gleichsam der Kontrapunkt in ihrer Bewegung zum Übertritt in die katholische Kirche. Sie hatte ihn zur gleichen Zeit und im gleichen Kreis wie Clemens Brentano in Berlin kennengelernt und ihn, wie sie schrieb, „ohne Veranlassung angeredet“ („guckt eines hinüber in des Nachbars Garten, so ist er ein Mondsüchtiger, Träumer, Schwärmer... und er war doch nichts als ein armer Schelm, der an seinem Herzen noch etwas Blütenstaub aus dem Paradies behalten hat“).

Wie ihre Neigung zu Brentano, so transformierte Luise Hensel auch ihre Neigung zu Gerlach in eine Bruderliebe. Sie erinnert sich an ihren früh gestorbenen Bruder Ludwig und fragt den Ludwig v. Gerlach, ob er denn nicht jetzt ihr „Bruder Ludwig“ sein wolle. Aber: Wenn Gott von ihr „auch Zehntausend solcher Ludwigs wie du – und ich hätte sie – fordert, ich müßte sie ihm geben“. Zwei Tage nach ihrem Entschluß zur Konversion notiert sie im Tagebuch: „Mein lieber Bruder Ludwig, du siehst wohl, daß ich fort muß, ohne mich nach dir umsehen zu dürfen; aber willst du nicht mit mir? Du hast doch eine Seele, die schade ist für diese Welt.“ Noch nach ihrem Gelübde der Jungfräulichkeit, im Mai 1822, klagt Luise, wie sie Ludwig, die „schöne, verirrte Seele“, so untreu habe vergessen können – verirrt in ihrer Sicht, weil L. v. Gerlach sich immer stärker in der evangelischen Kirche engagierte. „Was hättest du werden können – welch ein Priester!“ Luise Hensels Zug, Konvertiten für ihre Kirche zu werben, sollte später immer bestimmender werden. Während aber ihre späteren Beziehungen zu Gerlach selten und ziemlich konventionell waren, dauerte ihre seltsame „Liebesgeschichte“ mit Clemens Brentano bis zu dessen Tod im Jahr 1842<sup>11</sup>.

Am 6. Mai 1820 legte Luise Hensel in Düsseldorf, wohin sie, Hausdame beim Fürsten Salm, mit dessen Familie gezogen war, ein Gelübde der Jungfräulichkeit ab, das so lange gelten sollte, als es ihrem Beichtvater, dem Jesuiten Heinrich Wüsten, „beliebig sein wird“. Ihre „Seelenführer“ spielten, abgesehen von dem verständigen Kaplan Bernhard Hensing in Wiedenbrück, eine recht problematische Rolle im Leben Luise Hensels, die zwar eine höchst eigenwillige Frau war, aber in ihrer bleibenden Sündenangst diesen Halt suchte. Sie hätte mehrmals heiraten können, „gestandenere“ Männer als Clemens Brentano, aber man kann zweifeln, ob sie eine gute Ehefrau hätte werden können (was den Rigorismus P. H. Wüstens nicht entschuldigt). Als sie den Sohn ihrer verstorbenen Schwester zu sich genommen hatte, erwies sie keinerlei Talent als Mutter. Und in ein Kloster ist sie,

obwohl sich konkrete Möglichkeiten ergeben hatten, auch nicht eingetreten. Luise Hensels Religosität war höchst individueller Art. Bezeichnend ist ihre Bemerkung im frühen Briefwechsel mit Brentano: „Hat wohl Magdalena sich von einem seiner Jünger (bei Jesus) vorstellen lassen?“

Um so erstaunlicher ist Luise Hensels immer strenger werdende „Kirchlichkeit“. Dazu gehört auch, daß sie jede Gelegenheit wahrnahm, einen Menschen zum Übertritt in die katholische Kirche zu bewegen. Sie steht damit gewiß im Zusammenhang mit der damaligen Konvertiten-Apologetik im deutschen Katholizismus (vgl. oben). Aber manche ihrer Taktlosigkeiten sind peinlich. Ihrer Mutter gegenüber, die ja als Pfarrersfrau unter der Konversion ihrer Tochter zu leiden hatte, wahrte sie Zurückhaltung. Hatte sie jedoch 1826 in ihrem Tagebuch notiert: „Verstoßen wirst Du (Gott) sie nicht, obwohl sie hienieden Deiner Kirche nicht angehört hat“, so wurde nach dem Tod ihrer Mutter im Jahr 1835 aus dieser Zuversicht die Hoffnung auf das „Erbarmen Gottes“, worauf ihr der Freund B. Ch. Schlüter, der Münsteraner Philosoph, erwiderte, oft würden „solche Schwachgläubigen“ in der Praktizierung ihres Glaubens uns „einsichtigere“ übertreffen. Besonders peinlich sind Luise Hensels Bemerkungen über das Sterben ihres Bruders Wilhelm (Professor an der Kunstabakademie Preußen, Ehemann der Fanny Mendelssohn, der Schwester des Komponisten), auch wenn man Luises starke Anhänglichkeit an ihren Bruder berücksichtigt. Nach dessen Tod (26. November 1861) berichtete sie, sie habe den sterbenden Bruder gefragt: „Denkst du auch an Jesus Christus und sein bitteres Leiden?“, und dieser habe zweimal eine nickende Kopfbewegung gemacht, dann aber einige unverständliche Worte gelallt. Hat er nach der Konversion verlangt? Die große Nächstenliebe ihres Bruders tröstete Luise. „Aber es kann der geliebten Seele doch noch ein langes und schweres Läuterungsleiden zuerkannt sein.“ Aus dem Hensel-Nachlaß wurde ein Brief Luises an eine Freundin bekannt, wonach sie ihren Bruder gefragt habe, ob er katholisch werden wolle; dieser habe gelallt: „Ja, aber kein feierlicher Akt“; man habe ihm dazu nicht mehr verhelfen können.

Charakteristisch für Luise Hensels spätere Zeit ist auch die Art, wie sie die Autorität des Papstes betonte. Im Jahre 1861 fragte sie B. Ch. Schlüter, ob sie es für opportun halte, das Buch des englischen Konvertiten J. S. Northcote zu übersetzen, in welchem der angesehene Katakombenforscher die Überlieferung bejaht, wonach die Wohnung Jesu in Nazareth von Engeln nach Loreto übertragen worden ist. Luise antwortet schlicht und einfach, Loreto sei so oft päpstlich ausgezeichnet worden, daß „kein ordentlicher Katholik“ diese Überlieferung bezweifeln könne. Während der Konzildebatten schrieb sie, die Unfehlbarkeit des Papstes sei eine Sache schon des „einfachen Menschenverstandes“, und „die Kirche wäre keine 1800 Jahre alt geworden, wenn ihr jeweiliges Oberhaupt in der Lehre nicht unfehlbar gewesen wäre“. Gewiß ist Luise Hensel über die Verfassung hin-ausgewachsen, die sie zwei Wochen vor ihrer Konversion bekundet hat (vgl.

oben), vor allem hinein in eine sehr ausgeprägte eucharistische Frömmigkeit, welche sie mit ihrer mystischen Jesus-Liebe verband. Aber ihr sehr ausgeprägtes Selbstbewußtsein korrespondierte mit einem tiefen Bedürfnis nach Hingabe an eine absolute Autorität.

Dies hat Joseph Reinkens (seit 1873 altkatholischer Bischof in Bonn) in seinem Buch über Luise Hensel (1877) im Hinblick auf deren Tagebucheintrag vor der Konversion hervorgehoben: „Sie bedurfte einer äußeren Autorität, welche die gehorsam sich Beugende des Heils versicherte.“ Der ehemalige Breslauer katholische Kirchenhistoriker hätte Luise Hensel, die ihm damals Papiere anvertraute, statt einer Unterwerfung eine „ideelle“ Begründung des Glaubens gewünscht, doch sie habe gemeint, „mit dem Bekenntniswechsel die Sicherheit des Friedens zu gewinnen“. Nun hat Reinkens keineswegs behauptet, Luise Hensel sei wegen ihrer Konversion nicht glücklich geworden, sondern mit feinem Gespür geschrieben: „Sie ist glücklich, oft unaussprechlich selig, wenn sie sich dem Herrn nahe fühlt, ... besonders aber, wenn sie ihn umarmt in der Communion; sie ist aber auch namenlos unglücklich in der Entbehrung, im Gefühl seiner Ferne, die sie immer verschuldet zu haben glaubt.“ Doch gerade dies ließ man in der katholischen Hensel-Literatur nicht gelten; die Konvertitin mußte doch geradezu zwingend nach ihrem Schritt glücklich geworden sein.

Wohl auf der Heimfahrt von Breslau, wohin sie 1856 eine ihrer Freundinnen eingeladen hatte, ist ein Gedicht entstanden, das über dem ganzen Lebensweg Luise Hensels, dieser Betreuerin in allerlei Nöten da und dort, stehen kann.

O wie bitter ist das Wandern,  
Wenn die Seele rückwärts zieht,  
Und ein liebes Auge lange  
Weinend noch herüber sieht.  
Und ein Tüchlein flattert fern,  
Bis dich birgt des Waldes Saum;  
Siehst es winken, siehst es blinken,  
Wehen noch durch einen Traum.  
Ach, die Sonnen scheint dir trübe,  
Und dich freut kein Lerchenlied –  
Bitter, bitter ist das Wandern,  
Wenn die Seele rückwärts zieht.

Wenn eine Seele „rückwärts“ zieht zum Bleiben, aber zugleich „vorwärts“ muß, ohne das „wohin“ finden zu können, dann ist das Wandern bitter, weil es weder möglich gewesen ist, in einem „dort“ zu bleiben, noch möglich wird, in einem „hier“ auszuruhen. Man nimmt auch nicht ein Jota weg von der Ernsthaftigkeit der Konversion Luise Hensels, wenn man sagt, sie habe weder lutherisch bleiben noch ihren Frieden in ihrer katholischen Kirche finden können.

Im Jahr 1869 taucht aus der angestrengten „Kirchlichkeit“, dem polemischen Konfessionalismus, der extremen Zentrierung auf das Papsttum ein Gedicht des Mädchens aus Linum auf in jener Sprache, in welcher Luise einst ihre erotische

Empfindung in ihre Jesus-Liebe einschmelzen konnte. Es hebt ganz ähnlich an wie das so lebendig gebliebene Abendlied vom Jahr 1816 mit dessen erster Zeile: „Müde bin ich, geh zur Ruh“. So versetzt auch die erste Zeile des Gedichts vom Jahr 1869, mehr als fünfzig Jahre später, wie damals in die Empfindung eines sich neigenden Tages, in eine schlichte menschliche Gestimmtheit, welche die Wahrheit der folgenden Verszeilen des Gedichts „Mein Emmaus“ verbürgt.

<p>Der Tag hat sich gencigkeit, Kehr ein, geliebter Gast! Der Lärm des Tages schweiget Und gönnnt der Seele Rast. Laß uns beim süßen Mahle Und trauter Rede nun Im milden Abendstrahle Von schwerer Wand'rung ruhn. Als du auf fernen Wegen Mir nahest ernst und traut, Hat deiner Rede Segen Mir Trost ins Herz getaut.</p>	<p>O nicht vorübergehe, Nein, weile holder Guest! Allein in deiner Nähe, Wird meiner Seele Rast. Ob sich die Schatten strecken Und wachsen riesengroß: Nichts kann ein Herz erschrecken, Das ruht in deinem Schoß. Mein Haupt an deinem Herzen Wie St. Johann beim Mahl, Weiß ich von keinen Schmerzen, Von keiner Todesqual.</p>
--	---

Das Gedicht endet in der letzten Strophe mit der Hoffnung auf die „himmlische Vereinigung“, aber für das lastende Jetzt fleht die Dichterin: „Wollst nicht von hinnen fliehen,/ Mich lassen nicht allein.“ Jener Gang der Jünger aus der Todesstadt Jerusalem hinaus nach dem Dorf Emmaus liegt viele Jahrhunderte zurück. Luise hat diese Geschichte vergegenwärtigt, sie ganz individuell auf sich allein bezogen und sie verknüpft mit dem Urbild aller mystisch-erotischen Jesus-Liebe, dem Apostel Johannes beim Abschiedsmahl. Das Dorf Emmaus freilich hat sie nie gefunden auf dieser unserer Landkarte.

Luise Hensel hat in späten Jahren versucht, die Kontinuität ihres Glaubenslebens mit der Bemerkung zu sichern, sie sei schon als Kind in Linum im Grund katholisch gewesen; so habe sie beim Besuch eines höheren Geistlichen kritisiert, daß er verheiratet sei. Und hinsichtlich der Zeit nach ihrer Begegnung mit Clemens Brentano notierte sie, damals schon sei sie katholischer gewesen als der von Haus aus katholische, aber auf den ästhetischen Schein bedachte Dichter. Doch so sehr sie auch das Gewissen „trieb zu schanschieren“, das Leitmotiv ihres Lebens blieb die Jesus-Liebe, die sie im Geist des Pietismus erfahren hatte. Ob in ihrer Sehnsucht nach der Vereinigung mit dem Bräutigam etwas anklingt von der paulinischen Naherwartung?

In ihrer ursprünglich pietistischen Frömmigkeit war Luise Hensel gleichsam eine weibliche Parallel zu dem Pfarrer Aloys Henhäuser. Dessen ökumenische Vision aber war ihr ebenso unzugänglich wie vielen Amtsbrüdern des evangelischen Pfarrers. Die eine Seite erwartete das Heil von zurückkehrenden Konvertiten, die andere Seite vom Evangelischwerden der katholischen Kirche oder doch von Gruppen in ihr.

## Konvertiten und die Einheit der Kirchen

Heute stellt sich in der Zeit der ökumenischen Bewegung die Frage, ob Einzelkonversionen diesen Prozeß aufhalten oder zumindest stören<sup>12</sup>, zumal sie noch immer Ärger auslösen, wenngleich der im 19. Jahrhundert teilweise zu Recht erhobene Vorwurf, die katholische Kirche betreibe „Proselytismus“, sicher nicht mehr gelten kann. Jedoch gerade dann, wenn man sich das Wesen einer wirklichen Conversio vergegenwärtigt, wie es an den hier vorgelegten Beispielen Aloys Henhöfers und Luise Hensels erkennbar ist, muß noch immer jede Einzelentscheidung, sofern „das Gewissen treibt“, respektiert werden – aber sowohl vom Katholiken gegenüber dem zur evangelischen Kirche übergetretenen Christen wie umgekehrt. In dieser Perspektive geht es nicht an, einen anderen, und sei es in noch so diskreter Weise, zu einer Konversion hin zu drängen.

Damit stellt sich freilich die Frage nach Missionierung generell. Mission darf und muß vom Wesen des Glaubens her geschehen – in einer Weise allerdings, die gerade zufolge der christlichen Glaubensgeschichte und im Zeitalter der Welten-Geschichte anderer Art sein muß als die zur Zeit des Apostel Paulus (anderer, nicht „besserer“ Art). Was Mission heute sein kann, darüber ist auch nach dem Dekret über den Ökumenismus und der Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil und nach den Diskussionen bei der Weltmissionskonferenz des Ökumenischen Rats der Kirchen in San Antonio 1989 theologisch-anthropologisch nachzudenken.

Nun vollzieht sich – anders als bei der Taufe eines Nichtchristen – der Wechsel von einer christlichen Konfession zu einer anderen innerhalb einer gemeinsamen Geschichte. Deshalb hat jeder Konvertit nach seinem Übertritt jene Mitchristen weiterhin zu achten, von denen er sich konfessionell getrennt hat. Es kann gewiß einem, vielleicht unter schweren Opfern katholisch gewordenen Konvertiten schwerfallen, heute in seiner Kirche Entwicklungen zu spüren, die er als eine „Protestantisierung“ versteht; aber er darf nicht traditionalistisch die kirchliche Dynamik blockieren.

Der Entschluß zu einer individuellen Konversion kann in einer religiösen Lebensgeschichte begründet sein. Es hängt aber von der Haltung des Konvertiten ab, daß dadurch die ökumenische Gesinnung (die übrigens keineswegs nur im Katholizismus gefährdet wird) nicht Schaden leidet.

Nach mehr als hundert Jahren ist es bestürzend zu lesen, wie Aloys Henhöfer, der vom katholischen Pfarrer zum evangelischen Pfarrer geworden ist, sein Buch zum „Confirmanden Unterricht“ (1858) geschlossen hat.

„Möge die Zeit bald kommen, wo jede der beiden Kirchen nicht nur ihren allgemeinen, sondern auch diesen (ihren jeweils speziellen) Beruf erkennt, und denselben nicht im Buchstaben, sondern im Geist, nicht durch eine tote lederne Orthodoxie und äußerliche Gesetzlichkeit, sondern durch einen

innern von Gott gewirkten lebendigen Glauben und durch eine daraus hervorgegangene heilige Liebe zu erfüllen sucht, damit beide einst vor dem Herrn...bestehen können; ja möge die Zeit bald kommen, wo Christus Alles in Allem wird, beide Kirchen ihre Zusammengehörigkeit erkennen, in Liebe sich verlangen und aufnehmen, sich als Brüder und Schwestern ansehen und die Hände reichen und so vereinigt werden, daß da sei Ein Hirt und Eine Herde unter Christo, dem Einigen Hirten und Bischof unserer Seelen. Amen.“

Um diese Zeit verhärtete sich das Verhältnis der Konfessionen zueinander mehr und mehr, und die eine wie die andere feierte ihre Konvertiten als Triumph über die jeweils andere. In seinem Buch „Der Kampf des Unglaubens mit Aberglaube und Glauben“ (1861) sieht A. Henhöfer den Sieg des Unglaubens kommen, der ein Reich gründen wird, dessen Haupt „das Tier aus dem Abgrund“ ist. Dann aber „werden wir wohl Kirchlein, aber keine Kirche mehr haben“. Diese Apokalyptik ist ein Wesenszug in der Erweckungsbewegung, der Aloys Henhöfer angehörte. Daß es aber nicht nur „Kirchlein“ gebe im Sinn einer sektiererischen Konvertitenmentalität, sondern die Eine Kirche, dies ist das Ziel einer wirklichen Conversio – und sei es bis zu den letzten Tagen.

## ANMERKUNGEN

<sup>1</sup> E. Walter, Fragen an Paulus (Stuttgart 1973) 7. J. Schmid weist „jede psychologische Erklärung“ ab (LThK 8, 1963, 216) und läßt allein den „unbegreiflichen Gnadenakt“ gelten. Doch auch mit der Gnade muß der Mensch in seiner Freiheit „zurecht“kommen.

<sup>2</sup> Unter diesem Titel erschien im Verlag Herder eine kleine Schrift (68 S.), von der heute kein Exemplar mehr zu finden ist. Dazu demnächst: Gwendolin Herder, Entwicklungslinien volksbildnerischer Verlagsarbeit zwischen Kölner Ereignis und Märzrevolution. Der christliche Buchhandel am Beispiel des Verlages Herder in Freiburg i. Br. Dort auch die Entstehungsgeschichte des Konvertitenwerks von A. Räß. Zu Ratisbonne s. LThK 8, 1007.

<sup>3</sup> E. Frommel, Aus dem Leben des Pfarrers Dr. Aloys Henhöfer (Karlsruhe 1865); ders., Aloys Henhöfer. Ein Pfarroriginal (o. J.); W. Heinsius, Aloys Henhöfer und seine Zeit (1925), neu hrsg. v. G. A. Benrath (1987); G. A. Benrath, Aloys Henhöfer... „Verkünder des reinen Evangeliums“ (Karlsruhe 1988); ders., Aloys Henhöfer (1789–1862) und sein Wirken für die Erweckung in Baden, in: Theologische Beiträge 3 (1989) 113–130; G. Schwinge, Katalog der Henhöfer-Bibliothek, in: Veröffentl. d. Vereins f. Kirchengesch. in der Ev. Landeskirche in Baden, Bd. 40 (1989); ders., Katalog der A. Henhöfer-Ausstellung (Karlsruhe 1989).

<sup>4</sup> Auch Alban Stolz ist im weiteren Sinn des Begriffs ein „Konvertit“. In einer „Krisis, vielleicht nur der Krisis des Todes vergleichbar“, trug er am 29. 12. 1831 seinen „Entschluß“ in das Tagebuch ein, alles „Suchen und Grübeln für immer abzutun“ und das Priestertum als „einzigsten Ausweg“ zu wählen. Zwar kritisierte A. Henhöfer die Schrift von A. Stolz „Diamant oder Glas“, in welcher dieser hart polemisch das kath. Altarsakrament dem evang. Abendmahl gegenübergestellt hatte. Aber es könnte aufschlußreich sein, die religiösen Wege dieser beiden, die konfessionelle Kontroverse untergreifend, zu vergleichen. O. Köhler, Witterungen der Seele. Von Alban Stolz zu Reinhold Schneider, in: Das Erzbistum Freiburg 1827–1977 (1977) 237–247; ders. in: Alban Stolz 1808–1883 (Bühl 1983) 48–62.

<sup>5</sup> Zu Sailer und zur Erweckungsbewegung: H. Schiel, Johann Michael Sailer. Leben und Briefe, 2 Bde. (1948, 1952); G. Schwaiger, Johann Michael Sailer. Der bayerische Kirchenvater (1982).

<sup>6</sup> Zum Verfahren gegen A. Henhöfer ist eine Dissertation von E. Hagedorn, einem Schüler des Mainzer Kirchenhistorikers G. A. Benrath, zu erwarten.

<sup>7</sup> Ludwig v. Gerlach, einer der Repräsentanten des evang. Konservatismus in Preußen, der in seinem Tagebuch 1823 notierte, es werde auch in Naumburg gesammelt für die Gemeinde Mühlhausen in Baden, die „mit ihrem Pastor

Henhäuser und ihrem Gutsherrn aus der katholischen Kirche zur evangelischen übertrat“, und später von sich selbst bemerkte, sein Verhältnis zur Römischen Kirche gehe bei ihm viel tiefer, als seine Freunde ahnen, nannte die Ausbildung einer „Evangelischen Katholizität“ den „Spezialberuf Preußens“: Aus dem Nachlaß von Ludwig v. Gerlach, hrsg. v. H. Diwald, 2 Bde. (1970). Die Erweckungsbewegung war nicht nur in allen Konfessionen verbreitet, es zeigte sich in ihr auch eine eigenartige ökumenische Gesinnung, in welcher nach einer gegenseitigen Befruchtung der Kirchen gesucht wurde. Eine differenzierte Darstellung gibt F. W. Kantzenbach, *Die Erweckungsbewegung* (1957).

<sup>8</sup> Die Ausstellung wurde am 29. 8. 1989 zu Karlsruhe in der Badischen Landesbibliothek, deren Direktor G. Römer bei der Sammlung den Direktor der Landeskirchl. Bibliothek G. Schwinge unterstützte, feierlich von Landesbischof K. Engelhardt eröffnet. G. A. Benrath referierte über A. Henhäfers Bedeutung für die evang. Kirche, der Verf. dieses Aufsatzes über Zusammenhänge mit der kath. Erweckungsbewegung. Es glückte, über die historische Erinnerung hinaus die gegenwärtige Bedeutung für die Situation christlichen Glaubens spürbar zu machen, was Curt Freiherr v. Stackelberg, Präsident der Badischen Bibliotheksgesellschaft, in einem Diskussionsbeitrag bekundete.

<sup>9</sup> J. Reinkens, Luise Hensel und ihre Lieder (1877), zentriert auf „die Genesis ihrer Conversion“. Polemisch gegen diese Schrift des ersten altkatholischen Bischofs in Deutschland: F. Bartscher, Der innere Lebensgang der Dichterin Luise Hensel (1882). F. Binder, Luise Hensel. Ein Lebensbild (1885, 1904); Augs. d. Gedichte v. H. Cardauns (1923, revisionsbedürftig); H. Rupprich, Clemens Brentano, Luise Hensel und Ludwig v. Gerlach (1927; wenig Sinn für die religiösen Probleme); F. Speecker, Luise Hensel als Dichterin (1936); H. Schiel, Clemens Brentano und Luise Hensel (1956, wichtige nicht publizierte Briefe); kritisch zur Deutung Schiels: J. Nettesheim, Luise Hensel und Christoph Bernhard Schlüter (1962); W. Frühwald, in: Neue Dt. Biographie, Bd. 8 (1968); W. Freund, „Müde bin ich, geh zur Ruh“. Leben und Werk der Luise Hensel (1984; schließt an die Biographie von F. Binder, 1885, an).

<sup>10</sup> In einem Brief aus dieser Zeit (erst von H. Schiel herausgegeben) schrieb Luise Hensel an Clemens Brentano: „Wenn Du meine Hand in Deinen Händen wärst, geht es mir warm und menschlich und vertraulich an die Seele (ich glaube nicht sündhaft), dann zucken ein paar Flügel in mir und möchten davonfliegen mit Deiner Seele, und Du weißt nicht wohin. Und wenn Du Deinen Kopf in meinen Schoß legst, möchte ich ihn Dir manchmal abreissen und damit hochfliegen, ich weiß nicht wohin.“ Diese keineswegs nur zur Romantik gehörende religiös-erotische Mixtur in den Empfindungen Luise Hensels werden in keiner Biographie gesehen (die Münsteraner Philosophin J. Nettesheim war wegen der Edition von H. Schiel empört), was auch deshalb den Blick versperrt, weil so ihre Jesus-Liebe und ihr jungfräuliches Leben nicht verständlich werden, grundlegende Momente ihrer Konversion.

<sup>11</sup> Dazu: O. Köhler, Eine seltsame Liebesgeschichte. „Müde bin ich, geh zur Ruh“: Luise Hensel und Clemens Brentano, in: Neue Zürcher Zeitung 21./22. 10. 1989.

<sup>12</sup> E. Walter hat sich im Jahr 1961 (LThK 6, 521), also geraume Zeit vor dem Zweiten Vatikanum, zur „theologischen Problematik“ von Konversionen geäußert und sich dabei auch mit der Meinung auseinandersetzt, es „sei jetzt die Zeit gekommen, das Übel der Spaltung im ganzen zu beseitigen“. Dabei ging es ihm um die These, es sollten Gemeinschaften korporativ der katholischen Kirche eingegliedert werden, weil so in ihr das positive Erbe der Reformation wirksam werde. Er sieht in solchen Überlegungen einer „Kirchenstrategie“ zu Recht die individuelle Frage einer Konversion mißachtet, wenngleich es in solcher Lage „noch nicht entschieden ist, wann der Übertritt zu geschehen hat, weil dazu noch innere und äußere Umstände berücksichtigt werden müssen“.